

(Nachdruck verboten.)

4) Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kaszussen.
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

Dann gehen der Marchese und sein Pächter in das Haus und besteigen das kasterhohe Ehebett.

Indessen geht Lidda hinaus, um das Maultier und den Kleinen Esel zu versorgen, versieht sich dann im Lusthaus mit einem Feldstecher und rückt einen Stuhl in den Schatten hinter dem Hause. Von diesem hohen Punkte aus kann sie die ganze Stadt überblicken; sogar die Domkirche liegt tiefer. Es macht ihr Vergnügen, das Elternhaus aufzusuchen. Nun hat sie die Gartenterrasse im Glas. Richtig, da steht ja die Mutter in ihrem schwarzen Kleide. Sie sieht herauf. Lidda winkt mit dem Taschentuch in der einen Hand, während sie mit der anderen den Feldstecher hält. Die Mutter rührt sich nicht. Natürlich! Ohne Glas kann sie ja in dieser Entfernung nichts unterscheiden.

Als Nedda mit dem Aufwaschen fertig ist, kommt sie lächelnd zu Lidda hinaus, die die Alte durch das Glas sehen läßt.

Plötzlich sagt Lidda:

„Glaubst Du, daß Angelo mir treu ist. Nedda? Hast Du etwas über ihn gehört?“

Nedda ist nahe daran, das Glas fallen zu lassen. Sie muß sich den Magen halten, so sehr fühlt sie die Last dieser Frage, denn sie hat ja eine ganze Menge gehört.

„Beste kleine Marchesina . . .“

Liddas Augen ruhen forschend auf ihr. Nedda windet sich wie eine Schuldige, eine Hege, die von einem Henkersknecht gekniffen wird.

„Was wollt Ihr verlangen, Marchesina . . . die Männer . . . wenn sie jung sind . . . alle mitkommen . . . aber wenn sie erst verheiratet sind . . .“

Das Tröstende dieses letzten Gedankens gab ihr ein wenig Luft. Sie konnte wieder atmen; aber das Herz klopfte. Lidda schwieg ein wenig; dann fragte sie wieder:

„Kennst Du Bia Teresa?“

„Gott sei Dank, daß das Gespräch sich nach einer anderen Seite wendet,“ dachte Nedda.

„Bia Teresa! Psui!“

„Ist es wahr, daß nachts Weiber zu ihr kommen?“

Nedda schnürte den Mund zusammen und nickte.

„Die sich verkaufen?“

„Die sich verkaufen!“ wiederholte sie verächtlich.

„Hast Du gehört, daß Angelo zu ihr kommt?“

„Du Barmherziger! Sind wir nun wieder da!“ dachte die Alte. Aber diesmal war das Glück ihr hold. Sie konnte wahrheitsgemäß beteuern, daß sie davon nichts gehört.

„Wir sind ihm heute Morgen begegnet. Ich bin überzeugt, daß er von Bia Teresa kam!“

„Hier kann man einander nicht ausweichen!“ dachte Nedda, ihre Daumen unter der Schürze drehend.

„Wenn er erst verheiratet ist, Marchesina“ — versuchte sie wieder einzulenzen — „Ihr, die Ihr so schön und saftig seid wie ein Pfirsich . . . so rund und lebendig . . .“

Sie begann Grund unter den Füßen zu spüren. Die Bunge wurde wieder frei. Es wurde eine ganze Rede, voll von Trostgründen.

Und Lidda glaubte ihr — aus Barmherzigkeit.

Nach dem Mittagschlaf nahmen die beiden Gräber die Arbeit mit erneuten Kräften auf, während Lidda abwechselnd zusah und sich mit Nedda unterhielt.

Im Laufe des Nachmittags kam ein Besuch, der für sie etwas wie ein Ereignis war.

Der junge Belladonna war erst achtzehn Jahre, so alt wie Lidda. Er war der Sohn eines Mannes, der als reich galt und jedenfalls bedeutenden Einfluß besaß, eines Barons aus der Nachbarstadt Savara. Der junge Mensch ging noch in das Gymnasium und galt als sehr begabt. Von Wesen still und zurückgezogen, fast von Kindesbeinen auf zum Spezialisten vorausbestimmt, hatte er sich auf die Botanik geworfen, in der er bedeutende Kenntnisse besaß. Oft war er auf seinen botanischen Ausflügen auf den alten Marchese

gestoßen, wenn dieser das Terrain absuchte, um seine archäologischen Studien zu machen. La Greca fühlte sich geistesverwandt mit diesem jungen Manne, der schon jetzt seine Zeit einem so ernstlichen Interesse opferte, und es schmeichelte seinem nationalen Stolz, wenn er von den ausländischen Gelehrten hörte, mit denen der junge Mann bereits in Korrespondenz stand. Es führte ihn dies auf ein Gesprächsthema, das ihm stets gleichen Genuß bot, eine Aufzählung all der Gelehrten, die ihm in vergangenen Zeiten ihre Aufmerksamkeit gemacht hatten: nicht bloß Koryphäen der Insel wie der alte Amari, sondern auch Fremde wie Holm und Freemann und Boloch, ja sogar der große Mommsen selbst. Belladonna war stets ein teilnehmender Zuhörer, ein Jüngling, mit dem man auch die Probleme der Archäologie erörtern und von dem man Verständnis erwarten konnte. Ja, der Marchese mochte ihn besonders gut leiden.

Lidda war ihm nie begegnet, obwohl sie das letzte Jahr sozusagen unter seinen Augen gelebt hatte. Er wohnte in einem der hochgelegenen Gäßchen in einem Hause, dessen Rückseite den niederen Vierteln und dem Meere zugewandt war. Von seinem Fenster aus konnte er auch La Greca's Terrasse überblicken, und so oft Lidda sich draußen aufhielt, wußte sie, daß die bleiche, ernsthafte Schildwache da oben stand und jede ihrer Bewegungen verschlang. Die Gefühle, die sie ihm gegenüber empfand, hatten viele Phasen durchlaufen: zuerst war sie geschmeichelt, dann ärgerlich, zuletzt ganz wütend; neklustig und böshast in den ersten Tagen nach ihrer Verlobung mit Angelo. Aber als sie sah und hörte, wie dieser Schlag ihn mitgenommen, und da er klug genug war, ihr nicht mit seinen verzweifeltsten Blicken lästig zu fallen, stieg ein anderes Gefühl in ihr auf, wohl auch beeinflusst von den beständigen Lobreden ihres Vaters. Es war nichts weniger als Erotik, sondern ein fast mütterliches Wohlwollen, eine Art Dankbarkeit gegenüber einem Gefühl, das Charakter besaß, ihr schmeichelte, Angelo anfeuerte — und ihr nicht zu nahe trat.

Seit dem Morgen schon war das Gerücht von dem auf dem Atheneselsen gefundenen Schabe das Tagesgespräch im Gymnasium gewesen, unter den Schülern sowohl wie den Lehrern. Und als nun Belladonna zu seiner Warte heimkehrte und Lidda auf der Terrasse vermehrte, wußte er sogleich, wo sie sei. Hier bot sich eine Gelegenheit, die vielleicht nie wiederkam, mit dem Weibe beisammen zu sein, das sein Schicksal geworden; denn Lidda verließ sonst die sicheren Mauern des Elternhauses nur, wenn sie zur Messe in die Domkirche oder zum Abendgottesdienst ins Kloster zu den „Schwestern des teuren Blutes“ ging. Und so sagte er sich ein Herz.

Dennoch fühlte er, wie das schlechte Gewissen ihm in den Rücken fiel und sein Benehmen linksch machte, als er Lidda begegnete und den Ueberraschten spielen wollte. Es genierte ihn, daß Nedda dabei war, wachsam und niederschmetternd kühl, und er fand Lidda ängstlich zurückhaltend und ein wenig gezwungen in ihrer Liebenswürdigkeit.

Das peinliche Empfinden, überflüssig zu sein, verlor sich jedoch, als er mit dem Marchese ins Gespräch kam, der viel zu sehr mit seinen Angelegenheiten beschäftigt war, um für junge Herzen und deren Wege Gedanken übrig zu haben.

Er zeigte Belladonna einige Münzen, die sie eben ausgegraben hatten. Es waren ein paar Vierdrachmen aus Akragas mit der Krabbe auf der einen und den Adlern auf der anderen Seite. Und hier war eine Münze aus Selinus mit Herakles und dem Stier auf der Vorder- und der vorgeprespannten Viga (Zweigespann) auf der Rückseite. Sie stammte aus einer Zeit, wo die geringste Münze das Gepräge von Kunst trug und dem Auge eine Lust war — und Selinus schlug die schönsten Münzen auf der Insel.

Vor allem anderen aber mußte der Marchese seinen jungen Schützling in die Bedeutung dieser ganzen Ausgrabung einweihen. Er benutzte den Feierabend, um seine Gedanken über den Fund zu popularisieren.

„Hier unter dem Tempel befand sich ein Hohlraum,“ sagte er, „entweder eine Schatzkammer oder, wie ich zu glauben beginne, ein unterirdischer Gang, der weiter unten mündet, vielleicht zur Sicherheit der Priester — wer weiß es? — Nun

aber kommen Sie in mein Lusthaus; dort wollen wir weiterplaudern."

Es war spät am Nachmittag, und in der hohen Luft war die Temperatur im Pabillon, besonders wenn die Lüre offen stand, schon angenehm. Die spartanische Zimmereinrichtung umfaßte über das Notwendigste hinaus nur ein Regal mit archäologischen Büchern.

"Welch bezaubernde Aussicht! Welch ein Arbeitsgemach!" sagte Belladonna mit echter Begeisterung. — "Hier sollte ein großer Dichter wohnen — oder ein Gelehrter mit künstlerischem und dichterischem Empfinden, wie Sie, Herr Marchese! Ich habe gehört, daß Puccini sich solch ein Haus oben auf dem Gipfel eines Berges erbaut hat, wo niemand ohne starke Anstrengung hinaufgelangt und er ungestört bleibt. Da sitzt er allein mit seinem Flügel, mit großen Fenstern nach allen vier Weltenden, und läßt sich von den streichenden Winden inspirieren."

"Das hört man „Tosca“ an! Sie ist in hoher reiner Luft empfangen!" sagte Lidia. Sie sah beim Fenster, das auf das Meer hinausging, und folgte dem Gespräch mit Interesse. "Sehen Sie," sagte der Marchese, "als ich den Gipfel des Athenesfelsens kaufte — ich gab wirklich nur ein paar hundert Lire dafür, so gering schätzte man ihn ein — lag unter anderem auch etwas Symbolisches darin. Er ist der höchste Punkt der Stadt, hat die reinste Luft, den weitesten Ausblick. Hier lag Athenes Heiligtum. Die Ehre unserer Mutterstadt, hier hat sie ihr Haupt und Herz. Und ich dachte, so sollte es bleiben. Solange eines der alten Geschlechter hier sitzt und die Fahne des Geistes und der Schönheit und Gerechtigkeit hochhält, solange hat die Stadt ein sichtbares Ziel, nach dem sie steuern kann, solange wird das Bezücht nicht Herr und werden nicht alle alten Tugenden in Ketten gelegt."

"Sie denken edel, Marchese," sagte Belladonna. Seine Augen streiften Lidia, deren Brust sich unter dem strammen Korsett stärker hob und senkte. Auch der Marchese bemerkte, daß etwas in ihr vorgehe, wie sie so halb abgewandt dasah und mit den Fingern auf dem Fensterrahmen trommelte, während der Blick über das Meer hinausglitt. Wie weit es auch seiner Absicht fern lag, seine Tochter zu verleben, begriff er doch, daß sie seine Hindeutung auf das „Bezücht“ als eine gegen Angalos Eltern und deren ganzen Anhang gerichtete Spitze empfinde — und er beeilte sich, von dem Thema abzuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

Nach der Stimme schien es, als ob Jansson einschliefe. In der Dunkelheit fand Werner seine weiße Hand und drückte sie. Jansson entzog ihm müde und trug die Hand.

"Hast Du Angst?" fragte Werner.

"Ich will nicht."

Sie schwiegen. Werner nahm wieder die Hand des Esthen und drückte sie kräftig zwischen seinen heißen, trockenen Handflächen. Unbeweglich, wie ein Brettchen, lag sie zwischen den Händen des anderen, und Jansson versuchte nicht wieder, sie ihm zu entziehen.

Im Wagen war es eng und stidig, es roch nach muffigem Soldatenluch, nach Dünger und feuchtem Stiefelleder. Der junge Gendarm, der Werner gegenüber saß, hauchte ihm seinen warmen Atem entgegen, der nach Zwiebeln und billigen Tabak roch. Irrendwo, durch eine geheime Spalte drang ein frischer, scharfer Luftzug ein, der in dem kleinen, dumpfen, rollenden Kasten den Frühling noch ganz besonders fühlbar machte. Der Wagen schwankte bald nach rechts, bald nach links, bald schien er gar rückwärts zu gehen; bisweilen war es Werner, als ob sie aus irgend einem Grunde schon stundenlang an einer Stelle kreisten. Anfangs drang durch die herabgelassenen dichten Vorhänge ein Schimmer des bläulichen elektrischen Lichtes in den Wagen; dann machte der Wagen plötzlich eine Wendung, und es wurde dunkel darin. Daran nur konnten sie merken, daß sie in die menschenleeren Straßen der Vorstadt eingelenkt waren und sich dem S . . . er Bahnhofe näherten. Bisweilen, bei einer jähen Wendung des Wagens, stieß das lebendige, vorgebeugte Knie Berners in aller Freundschaft gegen das ebenso lebendige, vorgebeugte Knie des Gendarmen, und es schien ganz unwahrscheinlich, daß die Fahrt nach dem Richtplatz ging.

"Wohin fahren wir?" fragte plötzlich Jansson. Er hatte von dem ewigen Schleudern in dem dunklen Wagen einen leichten Schwindel bekommen, und es war ihm übel.

Werner gab ihm Bescheid und drückte die Hand des Esthen noch fester. Er wollte diesem kleinen, verschlafenen Menschen irgend etwas recht Herzliches, Freundliches sagen, und er liebte ihn bereits wie niemand sonst in seinem ganzen Leben.

"Du sitzt vielleicht unbequem, mein Lieber? Rüste hierher, zu mir."

Jansson schwieg ein Weilchen und sagte dann:

"Danke Dir schön. Ich sitze gut. Werden sie Dich auch hängen?"

"Gewiß!" antwortete Werner mit ungewöhnlicher Lustigkeit, fast lachend, und machte eine leichte, verächtliche Handbewegung, als wenn es sich um einen albernen, harmlosen Scherz handelte, den sich irgend welche Lieben, doch dabei höchst lächerlichen Deutchen mit ihm erlauben wollten.

"Hast Du 'ne Frau?" fragte Jansson.

"Nein. Wie käme ich zu einer Frau? Ich stehe allein da."

"Ich bin auch allein . . . alleinig," sagte Jansson, sich nachträglich verbessernd.

Auch Werner bekam einen Schwindelanfall. Es war ihm bisweilen, als wäre er zu irgend einem Feste unterwegs; es mag seltsam scheinen — und doch ist es eine Tatsache, daß fast alle, die zum Richtplatz fahren, die gleiche Empfindung haben: neben Qual und Entsetzen ein unbestimmtes Gefühl der Freude über das Ungewöhnliche, das gleich vor sich gehen wird. Es war wie ein Hauch, gemischt aus Wirklichkeit und Wahnsinn, wie eine wilde Hochzeit, die der Tod mit dem Leben hielt, und die Gespenster das Dasein gab.

Kein Wunder wäre es, wenn draußen auf den Häusern Flaggen schmut wehte.

"Da wären wir ja!" sagte Werner neugierig und vergnügt, als der Wagen hielt, und sprang leicht heraus. Mit Jansson indes ging die Sache nicht so leicht vonstatten: er sträubte sich schweigend, gleichsam am ganzen Körper erschlafft, und wollte nicht aus dem Wagen. Er hielt sich am Wagengriff fest — mit Gewalt mußte der Gendarm seine kraftlosen Finger entfernen und seinen Arm forziehen; er griff nach der ersten besten Kante, nach der Tür, nach dem hohen Rad — und ließ sogleich, bei der geringsten Kraftanstrengung von seiten des Gendarmen, wieder los. Und nicht einmal ein Greifen war es, sondern mehr ein schläfriges, stummes Kleben an jedem Gegenstand, sofort nachgebend, wenn man ihn wegzuschieben suchte. Endlich war er aufgerichtet und stand da.

Flaggen schmut war allerdings nicht zu sehen. Dunkel, öde und unbelebt lag der Bahnhof da, wie stets zur Nachtzeit; die Personenzüge gingen nicht mehr, und für die Abfertigung des Zuges, der schweigend auf den Schienen die eben angekommenen Passagiere erwartete, bedurfte es keines großen Aufwandes an Licht, keiner besonderen Umstände. Und plötzlich empfand Werner etwas wie Langeweile. Nicht Furcht, nicht Gram — sondern eine große, lästige, drückende Langeweile, die den Wunsch erweckte, irgend wohin zu entfliehen, sich hinzulegen und die Augen fest zu schließen. Werner reckte sich und gähnte gedehnt. Und auch Jansson reckte sich und gähnte einige Male hintereinander.

"Wenn es nur recht schnell gehen wollte!" sagte Werner. Jansson schwieg, in sich selbst gekehrt.

Als die Verurteilten auf dem menschenleeren, von einer Reihe Soldaten besetzten Perron nach den trüb erleuchteten Waggons schritten, kam Werner in Sergej Solowins Nähe; dieser zeigte mit der Hand irgend wohin seitwärts und sagte irgend etwas, doch war nur das eine Wort „Laterne“ zu vernehmen, das übrige verklang in einem langen, müden Gähnen.

"Was meinst Du?" fragte Werner, gleichfalls mit einem Gähnen antwortend.

"Die Laterne. Die Lampe in der Laterne schwelt," sagte Sergej.

Werner sah sich um: die Lampe schwelte in der Tat und hatte bereits die oberen Scheiben der Laterne geschwärzt.

"Ja, sie schwelt."

Und plötzlich dachte er: was geht es mich schließlich an, daß die Lampe schwelt, da ich doch . . .

Denselben Gedanken hatte offenbar auch Sergej; er blickte rasch auf Werner und wandte sich ab. Doch hörten sie beide auf zu gähnen.

Alle gingen selbst nach den Waggons, nur Jansson mußte geführt werden. Anfangs stemmte er sich mit den Füßen gegen den Boden, daß die Sohlen an dem Holzwerk des Perrons festzukleben schienen, dann bog er die Knie ein und hing in den Armen der Gendarmen, während seine Beine weine nachschleiften wie bei einem stark Betrunknen und die Stiefelspitzen auf dem Holze schurrten. Es dauerte lange, bis sie ihn durch die Waggontür geschoben hatten, kein Wort wurde dabei laut.

Auch Bassili Kaschirin ging von selbst, halb unbewußt, die Bewegungen der Genossen nachahmend — alles machte er so wie sie. Als er die Stufen zum Wagon emporstieg, trat er fehl, und ein Gendarm faßte ihn am Arme, um ihn zu stützen. Da zuckte Bassili jäh zusammen und schrie durchdringend, während er den Arm fortschob:

"A—oh!"

"Was ist Dir, Basja?" rief Werner, auf ihn zustürzend.

Bassili schwieg und zitterte nur heftig. Der Gendarm erklärte in betroffenem Tone, ja sogar gekränkt:

"Ich wollte den Herrn nur stützen, und er . . ."

„Komm, Wajja, ich werde Dich stützen,“ sagte Werner und wollte seinen Arm nehmen. Aber Wajjili schob auch seinen Arm zur Seite und schrie noch lauter:

„A—oh!“

„Ich bin es doch, Wajja — ich, Werner!“

„Ich weiß es. Rühre mich nicht an. Ich gehe selbst.“

Und immer noch heftig zitternd, betrat er selbst den Waggon und nahm in einem Winkel Platz. Werner neigte sich zu Wajja hin und fragte sie leise, mit den Augen nach Wajjili weisend:

„Wie steht's um ihn?“

„Schlecht,“ antwortete Wajja ebenso leise. „Er ist schon tot. Sage mir, Werner, gibt es einen Tod?“

„Ich weiß es nicht, Wajja, doch glaube ich es nicht,“ antwortete Werner ernst und nachdenklich.

„Ich bin derselben Meinung. Aber er? Ich hatte meine Qual mit ihm in dem Wagen, es war mir, als wenn ich mit einem Toten gefahren wäre.“

„Ich weiß nicht, Wajja . . . vielleicht gibt es einen Tod für manche Menschen. Vielleicht nur vorübergehend — und später dann nicht. Auch für mich gab es früher einen Tod, und jetzt nicht mehr.“

Wajjas Wangen, die ein wenig bleicher geworden waren, röteten sich jäh.

„Wirklich, Werner? Gab es wirklich für Dich einen Tod?“ fragte sie.

„Ja. Jetzt gibt es keinen. So wenig wie für Dich.“

Von der Waggontür her vernahm man ein Lärmen. Schwer mit den Absätzen aufstampfend, laut ächzend und ausspühdend, trat Mischka Zigeunerchen ein. Er warf einen Blick in den Raum, blieb stehen und schrie trotzig den müden, wütend dreinschauenden Gendarmen an:

„Hier ist kein Platz, Gendarm! Bringe mich in ein Coupé, wo ich mich frei bewegen kann, sonst fahre ich nicht mit, hänge mich meinetwegen gleich da an die Laterne! Und 'nen Wagen haben sie mir gegeben, die Hunde — ist denn das ein Wagen? Eine Mistfuhre ist es, und kein Wagen!“

Plötzlich aber neigte er den Kopf zur Seite, streckte den Hals aus und ging in dieser Haltung auf die anderen zu. Aus dem schwarzen Rahmen seines zerzausten Haares und Bartes blickten die Augen jäh und wild hervor, fast wie bei einem Wahnsinnigen.

„Ah! Noch mehr Herrschaften!“ sprach er gedehnt. „So, sol Guten Morgen, mein Herr!“

Er hielt Werner die Hand hin und nahm ihm gegenüber Platz. Dann neigte er sich ganz nahe zu ihm hinüber, blinzelte mit einem Auge und fuhr rasch mit der Hand über den Hals.

„Auch . . . ? hm?“

„Ja, auch,“ sagte Werner lächelnd,

„Doch nicht alle?“

„Doch, alle.“

„Oh!“ rief Zigeunerchen zähnefleischend und betastete gleichsam alle mit seinen scharfblickenden Augen, die er ein wenig länger auf Wajja und Jansson ruhen ließ. Und wiederum blinzelte er dann Werner zu:

„Einen Minister wohl . . . ?“

„Ja, einen Minister. Und Du?“

„Ich wegen 'ner anderen Sache. Wie käme unsereins zu 'nem Minister, lieber Herr! Ich bin ein Räuber — nu wissen Sie's, Herr. Ein Seelenverderber. Macht nichts, lieber Herr. Sie müssen mich schon hier aufnehmen. Habe mich nicht von selbst in Ihre Gesellschaft gedrängt. Es ist ja Platz genug für alle in der Welt.“

Ein durchdringender, mißtrauischer Blick, der unter seinem gottigen Haar hervorschoß, fuhr prüfend über die Gefangenen hin. Alle schauten ihn ernst und schweigend und mit offener Teilnahme an. Mit höhnischer Miene klopfte er Werner ein paar Male auf das Knie:

„Ja, lieber Herr, so geht es! Wie es im Liede heißt: „Kausche nicht, du grünes Laub im Wald . . .“

„Warum sagst Du immer „Herr“ zu mir, da wir doch alle . . .“

„Stimmt!“ pflichtete Zigeunerchen ihm selbstzufrieden bei.

„Was bist Du für ein Herr, wenn Du neben mir hängen wirst! Der da ist der wahre Herr!“ sagte er, mit dem Finger nach dem schweigsamen Gendarmen weisend. „Ah — und der da,“ fuhr er, nach Wajjili hinblickend, fort, „der scheint mir auch nicht recht . . . Geda, Du, Herr, sage mal: Du fürchtest Dich wohl? hm?“

„Tut nichts,“ antwortet ihm eine schwerfällige, gleichsam steife Sprache.

„Was heißt da „tut nichts“! Brauchst Dich doch nicht zu schämen, da gibt es nichts zu schämen. Der Hund mag wohl mit dem Schwefel wedeln und sich freuen, wenn man ihn aufhängen will, aber Du bist doch 'n Mensch! Und wer ist denn der Lölpel da? Der gehört doch nicht zu Euch?“

Während sein Blick beständig von einem zum anderen übersprang, spuckte er zischend den zusammengestossenen, süßlichen Speichel aus.

Jansson, den er jetzt ansah, hatte sich wie ein regungsloses Bündel in die Ecke gedrückt und bewegte nur leicht, ohne ein Wort zu reden, die Ohrklappen seiner verschossenen Pelzmütze.

„Der hat seinen Wirt erschlagen,“ antwortete Werner statt seiner.

(Fortsetzung folgt.)

In seinem neuesten Roman „Metropolis“ entrollt uns Upton Sinclair ein Bild der New Yorker Gesellschaft in den Kreisen der „oberen Vierhundert“. Beim Millionär fängt in diesen Kreisen erst der Mensch an; die vierhundert Millionäre von New York bilden eine eigene „auserlesene“ Gesellschaft, die wieder ihre engeren und engsten Kreise hat, je nach dem Millionenreichtum ihrer Mitglieder.

In der Entfaltung eines unerhörten Luxus wird ein toller Wett-eifer geübt, man prahlt und schlemmt bis zum Erbrechen und sucht sich in den Verschwendungskünften gegenseitig zu übertreffen. Sinclair wird nicht müde, die Pracht und den Glanz in den Palästen der Millionäre, den Aufwand in den Toiletten der Damen, die gezeigten Feste mit den großen Schmausereien eingehend zu beschreiben.

Für den Leser freilich wirkt diese schier endlose und immer wiederkehrende Aufzählung und detaillierte Schilderung eines raffinierten Luxus doch etwas ermüdend. Unaufhörlich wird an jedes Toilettenstück, an jeden Braten, jedes Futvel und jede Blume die Preismarke geheset. Etwas weniger wäre auch hier mehr gewesen. Man wird oft an Artikel aus New Yorker Zeitungen erinnert, die ihre Leser damit unterhalten, daß sie die Feste der Reichen mit besonderer Berücksichtigung der Toiletten der Damen aufs genaueste beschreiben.

Auch einige Skandalprozesse der letzten Jahre, welche die Verhältnisse in den Kreisen der Millionäre in New York aufdecken, scheint Sinclair mit Nutzen für seinen Roman studiert zu haben. Hier und da zeigt sich ein bekanntes Gesicht, wenn auch natürlich unter anderem Namen, aus der hohen Finanzwelt aus New York.

Mag manche Schilderung im einzelnen auch übertrieben und märchenhaft klingen, im allgemeinen haben wir ein Bild der Wirklichkeit vor uns, die „Creme der Gesellschaft“ aus dem Lande der Truxis als ekelhafte Giftblase, die der moderne Kapitalismus treibt.

Der Inhalt des Romans ist in kurzen Zügen der folgende:

Allan Montague, der Sohn begüterter Leute, kommt aus einem Südstaate der Union, aus Mississippi, nach New York. Seine Cousine Alice und seine Mutter begleiten ihn. Montague bringt sein Geld, 30 000 Dollar, mit und will sich in New York als Rechtsanwalt niederlassen. Sein Bruder Ollie befindet sich schon längere Zeit dort, ist in der „Gesellschaft“ beliebt und angesehen und gilt für reich, obgleich er nur als Anhänger einiger Millionäre verschiedene gute Gelegenheiten, Geld zu machen, wahrzunehmen weiß und ein verschwenderisches Leben führt. Allan kommt mit den beralteten Ideen eines Gentleman nach der Metropole an Hudson und sieht hier in eine neue, ihm bisher unbekannt gebliebene Welt. Sein Bruder Ollie, obgleich jünger, aber weit weltersahrener, bemüht sich, ihn und Alice in die „Gesellschaft“ einzuführen. Das gelingt ihm sehr schnell. Die beiden werden wegen ihrer Unbesangeneheit und natürlichen Frische als neu und originell gern aufgenommen. Ollie sorgt ängstlich dafür, daß sie standesgemäß auftreten, er hat ungeheuer viel Geld und beruhigt seinen Bruder fortwährend, daß er alles bezahlen werde. Als Sohn eines berühmten Generals aus dem Bürgerkrieg gewinnt Allan die Zuneigung manchen einflußreichen Mannes und bald wird er mit Einladungen aus den Kreisen der „Gesellschaft“ von New York überschüttet. Zuerst kommt er aus dem Staunen und der Verwunderung über den sabelhaften Aufwand in allen Häusern, wo er verkehrt, gar nicht heraus. Und dabei wird er von einem Fest zum andern geschleppt. Die prächtigsten Schlösser lernt er kennen, den raffiniertesten Luxus, eine Schlemmerei und Verschwendung, die er früher nie für möglich gehalten hätte. Jedermann besitzt ein eigenes Prachtautomobil, einen eigenen Luxuszug oder wenigstens Luxuswagen bei der Eisenbahn. Die Weiber treten auf in diamantübersäten Kleidern, in Toiletten, die große Vermögen kosten. Die Männer können nicht genug Geld hingeben für Maitresses, Kumpferde, Jachten. Die Summen werden nicht gezählt, es wird bezahlt, was es kostet. Man zermartert sich das Hirn, um täglich neue Genüsse ausfindig zu machen, zum Beispiel mit Ueberraschungen bei Gastmählern aufzuwarten.

Von einem Diner wird erzählt, daß es Lambraten gab, trotzdem November war. „Zartgebräunte Kalbsmilch“, auf goldener Schüssel serviert, zeigt — das Wappen der Gastgeberin, denn sie hat sich halt ein Wappen zugelegt und sorgt dafür, daß die Gäste mit der Nase draufstoßen. Pfirsiche aus Südafrika, zehn Dollar pro Stück, Weintrauben aus Treibhäusern, Nektarinen, Granatäpfel und Dattelpflaumen aus Japan, Wacheln, die aus Ägypten bezogen waren, Salat, der bei elektrischem Licht gewachsen war, und ähnliche kostbare Sachen stehen auf dem Tisch. Unter den Weinen wird Rheintwein genannt, 100 M. pro Flasche, aus dem Keller des deutschen Kaisers.

Die Räume des gaslichen Hauses sind natürlich mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Die Gastgeberin erzählt Allan Montague, daß ihre Badewanne aus grünem Marmor 50 000 Dollar kostet und daß eine Orädee, die über seiner Schulter hängt, als er sich im Wintergarten niederläßt, von ihrem Name mit 25 000 Dollar bezahlt worden sei. Die Bilder-galerie enthält von jedem berühmten Maler der Welt ein Bild. Das ganze Haus ist aus weißem Marmor gebaut und kostete zwei Millionen Dollar. Es gibt noch andere Häuser von größerer Pracht und Herrlichkeit,

*) Upton Sinclair, Metropolis, ein Weltstadtroman, aus dem Amerikanischen überleht von E. v. Kraay. Geh. 4 M., geb. 5 M. (Adolf Sponholz Verlag, G. m. b. H., Hannover 1908.)

aber die Menschen darin sind fast immer dieselben, kapriziöse Weiber, halb idiotische, oft in Lastern versunkene Männer oder brutale, rücksichtslose Naturen auf wilder Jagd nach Beute in Wall Street, der Börse von New York. Auch hier gewinnt Allan einen tiefen Einblick und gewinnt durch eine Information, die sein Bruder ihm verschaffte, etwa 200 000 Dollar an einem Vormittag.

Allan bewahrt sich trotz alledem in diesem Höllenpfehl sein ruhiges Urteil und seine Eigenart. Er widersteht sogar einer verführerisch schönen reichen Frau, die ihn ganz allein zu einem Souper einladet und ihm ihre Liebe erklärt. Der Ehemann kommt hinzu, erkennt die Situation und bemerkt dazu, daß es ihm nicht einfiel, seiner Frau etwas in den Weg legen zu wollen. Das merkwürdigste in dieser Szene ist nun aber, daß Allan, trotzdem die Frau seine Zuneigung besitzt, als leutsüchtiger Joseph entflieht. Sinclair fürchtete wahrscheinlich als Amerikaner, daß sein Held im anderen Falle eine starke moralische Einbuße erlitten.

Allan erlebt die Gemütskur, daß ihm ein Anerbieten zuteil wird, einen Rechtsfall zu übernehmen, durch den die Korruption in den Versicherungsgesellschaften von New York ans Tageslicht gebracht werden soll. Damit zieht er sich den Haß und die Feindschaft einer mächtigen Clique von Millionären zu, aber er trotzt ihnen und geht mit Feuereifer ans Werk. Zu spät wird er gewahrt, daß er nur das Opfer einer anderen Clique in den Versicherungsgesellschaften ist, die ihn als Drohung vorschleibt, um selbst größere Macht zu gewinnen. Die Claqueur verständigen sich wieder und der Prozeß wird rückgängig gemacht. — Allan zieht sich angeekelt zurück von der Gesellschaft und will versuchen, allein „als ehelicher Mensch sein Brot in New York zu verdienen“.

Damit schließt der Roman aus der Weltstadt New York, von der Allan Montague fast nur das Leben der Millionäre kennen gelernt hat. Flüchtig hat er einige Blicke auch auf das arbeitende New York, auf das darbenende Volk als schärfsten Gegensatz zu den Bravern und Schlemmern geworfen. Einmal hörte er an einer Straßenecke einen Volksredner von der sozialistischen Partei, über dessen Rede er sehr empört war, weil er nichts davon verstand. Als er seinen Begleiter fragte, was das zu bedeuten habe, zuckte dieser die Achseln und meinte: „Vielleicht einen neuen Bürgerkrieg“.

Artur Baar.

Kleines feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Der künstliche Kampfer. Der Kampfer ist chemisch eine der ätherischen Ölen nahestehende Substanz, die durch Destillation mit Wasserdämpfen aus dem Holze des in Ostasien heimischen Kampferbaumes gewonnen wird. Die große Wichtigkeit dieses Produktes für eine Reihe von Industrien, besonders für die Zellulosefabrikation, verleiht einer technisch brauchbaren Methode der künstlichen Kampferherzeugung aus geeignetem Rohmaterial durch die damit gegebene Möglichkeit, von den spekulativen Schwankungen des Marktes unabhängig zu werden, eine hervorragende wirtschaftliche Bedeutung. Die Lösung dieses Problems ist in letzter Zeit gelungen, und eine Reihe von Patenten ist nach dieser Richtung verteilt worden. Der Laie kann sich keine annähernde Vorstellung von der Fülle der wissenschaftlichen Arbeit machen, die als Voraussetzung eines technischen Fortschrittes dieser Art notwendig ist, so wenig ihre Urheber die technische Bedeutung ihrer Erfolge im Auge zu haben pflegen. Die Erforschung der Konstitution, d. h. der Art der Atomgruppierung des Kampfers, zählt zu den frühesten und am häufigsten aufgenommenen Problemen der organischen Chemie. In zahlreichen Laboratorien ist unablässig daran gearbeitet worden, und doch ist die Kampferformel Jahre lang ein Gegenstand eingehender und bisweilen sogar recht heftiger Kontroversen gewesen. Es blieb aber der deutschen Wissenschaft vorbehalten, die führende Rolle zu übernehmen und nicht zum wenigsten auf Grund der klassischen Kampferarbeiten von Julius Wredt in Wachen Marheit in das Labyrinth der Terpen- und Kampferchemie zu bringen. Vor fast anderthalb Jahrzehnten gelang die Aufstellung der „richtigen“ Kampferformel. Die nur um ihrer selbst willen geübte Forschung hat dann auch hier die Wege zur Erreichung praktischer Ziele geebnet. Allerdings ist es erst im vergangenen Jahre gelungen, ein für die fabrikmäßige Gewinnung von Kampfer wirklich geeignetes Verfahren zu finden, aber auch in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit haben sich bemerkenswerte und tiefgreifende Wirkungen auf den Markt gezeigt. Wie „Indian Trade“ ausführlich, ist dieser Einfluß ganz plötzlich eingetreten. Man kann sagen, daß selbst im Sommer des Jahres 1907 künstlicher Kampfer immer noch lediglich ein Laboratoriumserzeugnis war. Aber wenige Monate später setzte der Umschwung ein. Vor allem wurden die Japaner betroffen. Unter den Erzeugnissen der Insel Formosa, um die sie sich im Jahre 1899 erfolgreich bemüht hatten, spielt der Kampferbaum die größte Rolle. Seine Ausnutzung wurde nunmehr japanisches Staatsmonopol, und dies Staatsmonopol bedeutete ein Weltmonopol. Japan war in der Lage, den Kampferpreis auf dem Weltmarkt zu diktieren. Die Japaner warfen den Preis auf das Vierzehnfache des ursprünglichen Betrages empor, zunächst mit dem Hinweis auf gewisse Schwierigkeiten in Formosa. Aber auch nach dem Ver-

schwinden dieses Momentes gingen sie mit den Preisen nicht herunter. Anscheinend wollten sie durch das Kampfermonopol eine große heimische Zelluloseindustrie ermöglichen, und es wurden tatsächlich Anfänge dazu gemacht. Der künstliche Kampfer hat nun die schwere wirtschaftliche Gefahr einer absolutistischen Vorherrschaft Japans auf dem Kampfermarkt und aus ihm erzeugten Industrieprodukte beseitigt. Der Preis des künstlichen Kampfers, der im wesentlichen vom Marktwerte des als Ausgangsmaterial dienenden Terpentins abhängt, ist nämlich bereits geringer geworden als der des natürlichen. Unter normalen Umständen dürfte der künstliche Kampfer stets das billigere Produkt bleiben. Er bedeutet gegenüber Japan ganz Ähnliches, wie der künstliche Indigo gegenüber der pflanzlichen Indigoerzeugung Indiens. Als bald nach der Patentierung eines befriedigenden Verfahrens zur Fabrikation von Kampfer hat sich die Marktlage gründlich geändert. Binnen ganz weniger Monate ist der Preis des natürlichen Kampfers um die Hälfte gefallen, ohne dadurch etwa schon mit dem künstlichen konkurrieren zu können. Allerdings fehlt es auch nicht an skeptischen Stimmen, die namentlich in letzter Zeit infolge des immer noch anhaltenden Sinkens des natürlichen Kampfers laut werden. Die englische Zeitschrift „Tropical Agriculturist“ hat jetzt Zweifel geäußert, ob angesichts dieser Tendenz die industrielle Kampferherzeugung in der Lage wäre, Schritt zu halten. Jedenfalls aber hat sie ein für allemal der diktatorischen Stellung Japans den Boden abgegraben, für die allerdings auch die stets wachsende Bedeutung Chinas für die Kampferversorgung eine Drohung wäre. Es scheint entgegen den Behauptungen in japanischen Quellen, daß Südchina eine sehr ernsthafte Konkurrenz bedeutet. Von beträchtlichem Einfluß dürfte der künstliche Kampfer auch auf die Kultur des Kampferbaumes sein, die man in den letzten Jahren an vielen Orten zu fördern versucht hat.

Technisches.

Selbsttätige Eisenbahnzug-Sicherung. Die größte Zahl der Eisenbahnunfälle wird durch das Nichtbeachten der Haltesignale hervorgerufen. Das Bestreben, eine wirksame Zug-Sicherung zu konstruieren, muß also dahin gehen, die Bremsung des Zuges bei geschlossenem Haltesignal selbsttätig hervorzubringen. Auf den französischen Staatsbahnen hat sich nun bereits im Probetrieb eine Vorrichtung bewährt, die bei den mit durchgehender Luftbremse versehenen Zügen beim Vorbeifahren an einem geschlossenen Vorfisignal die Betriebsbremse, an einem Hauptsignal die Schnellbremse auslöst. Da hierbei gleichzeitig eine besondere Dampfpeife ertönt, ist die Vorrichtung ohne weiteres auch für Güterzüge brauchbar. Um diese Sicherung zu betreiben, sind beiderseits der in der Fahrtrichtung rechts liegenden Schiene Anschläge angebracht, die um eine Achse drehbar sind. Diese Anschläge überragen den Schienenlopf und können von an der Lokomotive befestigten fingerartigen Schleifhebeln, die durch Hebel- und Zugstangenübertragungen auf den Bremshebeln und den Pfeifenhebeln wirken, gestreift werden. Die Anschläge stehen mit den Signalen in Verbindung und zwar so, daß sie nur bei geschlossenen Signalen gestreift werden können. Beim Vorbeifahren an einem geschlossenen Vorfisignal ertönt die Peife und am Führerstand erscheint eine Scheibe mit der Bezeichnung „Vorfisignal“. Paßt der Lokomotivführer auf, so kann er nun noch die Bremsen lösen und nach Freigabe der Strecke sofort weiterfahren. Fährt er aber an dem Hauptsignal vorüber, so wird selbsttätig bewirkt, daß er die eingeschleppte Sicherung nur mittelst eines von dem Zugführer aufbewahrten Schlüssels entriegeln kann. Dadurch wird der Lokomotivführer in seinem Dienste überwacht. Zudem tritt aber eine selbsttätige Schreibvorrichtung auf der Lokomotive jedesmal dann in Tätigkeit, wenn ein geschlossenes Signal überfahren wird. Will der Lokomotivführer nachweisen, daß er aufgepaßt hat, so bemerkt er das sogleich durch ein Zeichen auf dem ablaufenden Papierstreifen.

Damit nun nicht zufällige Hindernisse wie Steine oder liegen gebliebenes Werkzeug u. dgl. die Signalvorrichtungen auslösen, sind immer zwei Anschläge zu beiden Seiten der Schiene angeordnet, so daß zufällig auf beiden Seiten zugleich Hindernisse vorhanden sein müßten, wenn die Auslösung erfolgen sollte. Die Betriebsfähigkeit der ganzen Vorrichtung kann von dem Lokomotivführer leicht durch Anheben der Hebel geprüft werden. Die Streckenanschlüsse sind mit den Signalen so verbunden, daß sie beim Bruch eines Drahtzuges die Haltestellung einnehmen. Damit sind alle Vorkehrungen getroffen, die Fehler und Mängel verhüten.

In Deutschland ist die Vorrichtung auf der Militäreisenbahn und auf der Strecke Halle-Bitterfeld erprobt worden und hat sich bei allen Geschwindigkeiten — die bis zu 110 Kilometer in der Stunde getrieben wurden — selbst bei Vereisung der Schleifhebel gut bewährt. Da schon die Auslösung der Dampfpeife ein gutes Warnungssignal ist, so hat man in Aussicht genommen, auf der Strecke Halle-Bitterberg Dauerversuche damit anzustellen, wobei die Bremswirkung vorläufig fortlassen soll. Dadurch ist natürlich eine große Vereinfachung gegeben. Zur wirksamen Dedung von Zügen, die aus irgend einem Grunde auf der Strecke liegen bleiben, werden im Packwagen Anschlagpaare mitgeführt, die am Gleise durch einfaches Ueberschieben befestigt werden.